

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Erstes Kapitel. Bad Ems

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Erstes Kapitel.

Bad Ems.

Eines der angenehmsten und lieblichsten, deshalb auch von zahlreicher und vornehmer Gesellschaft besuchten Heilbäder Deutschlands ist zweifellos das im reizenden Thale der Lahn, etwa drei Stunden von Coblenz, am Fuße der Taunusgebirges gelegene Ems. Man hat es „die Krone des rheinischen BADELEBENS“ genannt, und wenn man diese Bezeichnung nicht der anerkannten Heilkraft der dort sprudelnden Quellen, der herrlichen Natur und den großartig eleganten Bauten und Anlagen zur Bequemlichkeit und Ergözung des besuchenden Publikums allein zuschreiben will, womit ja noch manche andere Bäder der dortigen Gegend wetteifern, so wird sie doch schon durch die Wahl der hohen Gäste gerechtfertigt, die sich daselbst schon seit einer längeren Reihe von Jahren einzufinden pflegen; Ems ist in der Sommersaison der Lieblingsaufenthalt der Fürsten, der gesammten hocharistokratischen Gesellschaft geworden.

Wozu aber Weltbekanntes wiederholen? — Wer wüßte nicht, daß auch in diesem Jahre (1870), das gerade dort eine so verhängnißvolle Bedeutung gewonnen hat, daselbst die höchsten Personen verkehrten, denen die Augen ganz Europa's immer zugewandt sind? —

Die Saison war schon im Monat Juni dort glänzend und würde es noch heute, indem wir dies niederschreiben, sein, wenn nicht eine ganz ungeahnte Katastrophe, die aus dem heiteren BADELEBEN in einen furchtbaren, die Welt erschütternden Ernst führen sollte, die friedliche Ruhe des schönen Ems zerstört und den so vielseitig bewegten Ort leer und öde gemacht hätte.

Das ahnte wohl noch Niemand in jenen Kreisen, welche die hohe, allgemein verehrte und geliebte Persönlichkeit des greisen Königs von Preußen, der hier eine kurze Erholung von angestrengter

Regierungsthätigkeit suchte, umschlossen, in den ersten Tagen des Juli. Wie der blaue Sommerhimmel hell und klar in das schöne Lahnthal hineinlachte und man die am fernen, hinter den bewaldeten Bergen versteckten Horizonte sich zuweilen aufstürmenden Wolken nicht fürchtete, höchstens einen erfrischenden und befruchtenden Regen von ihnen erwartete, so erschien auch der politische Himmel rein, und selbst das mit seiner Beobachtung vertrauteste Auge fand in den leichten Wolkengebilden, welche die letzten Jahre ja nie verschwinden ließen, nicht die Heimath eines zündenden Blitzstrahles, welcher die ganze Welt in Flammen setzen könnte.

Was kümmerte man sich auch in ganz Deutschland viel um die Wirren in dem fernen Spanien, dem stets, schon sprichwörtlich gewordenen ruhelosen Lande, das seine Herrscherin, die übelrenommirte Isabella, fortgejagt hatte und einen neuen König fast bei allen europäischen Fürstenhäusern suchte, aus denen sich Niemand diesem schwankenden Throne anvertrauen wollte? — seit unendlicher Zeit hatte Spanien ja in gar keiner näheren Beziehung zu Deutschland gestanden. Der große Sturm, der vor vier Jahren über das letztere fortgebraust war und manchen alten, sich selbst überlebten Stamm gefällt hatte, war zwar noch nicht gänzlich vergessen worden, aber die Wunden, welche damals für eine große, endlich zur That gewordene Idee bluten gemuldet, begannen sich doch schon zu schließen, und mit immer wachsender Zuversicht erwartete man die vollständige Heilung, aus der eine möglichst vollkommene Einigung des großen, durch alte Fürsten- und Volks-Sünden zerstückelten Vaterlandes hervorgehen sollte. Blickte auch der Nachbar, der alte Erbfeind jenseits des Rheines, scheel dazu und erhob sich dort von Zeit zu Zeit eine Stimme, welche die wachsende Macht und Ordnung im Nebenhaufe für gefährlich erklären wollte, so konnte sich doch schwerlich Jemand darüber täuschen, daß ganz ungerechtfertigter heißblütiger Uebermuth oder allein dynastische Interessen aus solchen Aeußerungen sprachen, und man durfte sich wohl der sicheren Hoffnung hingeben, der gesunde Sinn eines großen und intelligenten Volkes werde keine ungebührliche Einnischung in die Angelegenheiten des Nachbarhauses billigen, mit dem für alle Zeiten Hand in Hand zur Förderung der gemeinsamen Interessen zu gehen, Vernunft und Gefühl vorschrieben. Selbst die von mancher Seite beargwöhnte Regierung dieses Landes hatte ja immer von Neuem auf

ihre Fahne geschrieben: „Das Kaiserreich ist der Friede!“ — und die Volksstimme wiederholte: „Frankreich will den Frieden!“

Da war es denn nicht einmal zu sehr zu verwundern, wenn man im eigenen deutschen Lande immer wieder die Frage aufwarf: „Wozu die großen militairischen Rüstungen, die manches schwere Opfer auferlegen, bei uns? — Frankreich will nicht den Krieg, wir haben auch nicht den mindesten Grund und Wunsch dazu! Nicht die Zahl der Bajonnete und Kanonen macht uns stark und schützt uns, sondern die Bruderhand, die wir unseren Nachbarn über den Rhein reichen und die sie mit der ebenso herzlichen als intelligenten Ueberzeugung annehmen, nur die Güter des Friedens und die internationale Eintracht machen uns stark und sind unter allen Umständen aufrecht zu erhalten!“

Schöne, schwärmerische Träume, die noch nie lange die Probe bestanden haben und denen die einsichtsvollen Politiker das Ohr verschließen mußten, auf die Gefahr hin, verkannt und geschmäht zu werden! — Unter den Schafskleidern verstecken sich auch heutzutage immer noch genug lungernde Wölfe, die der Beute bedürftig sind und auf die erste beste Gelegenheit lauern, ihre blutdürstigen Zähne in das Fleisch der unworfsichtig Vertrauensvollen zu schlagen. Zweifelt Ihr heute noch daran? — —

Als sich schon im Juni das Gerücht verbreitete, der spanische Premierminister Graf Prim habe dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, einem Fürstenhause, das nur durch weitläufige Verwandtschaft mit der preussischen Königsfamilie verbunden ist, die erledigte Krone Spaniens angeboten, bekümmerte man sich in ganz Deutschland gewiß sehr wenig darum, theils in der Ueberzeugung, daß der Prinz wegen dieses Anerbietens, dessen Annahme deshalb auch sehr zweifelhaft erschien, von keiner Seite beneidet werden möge, theils, daß selbst seine Einwilligung für Deutschland und Preußen nicht die mindeste Bedeutung haben werde; übrigens erstreckte sich die Verwandtschaft des neuen Thronkandidaten nicht einmal auf das preussische Königshaus allein, sondern von mütterlicher Seite auch auf die Napoleoniden, da sein Vater der Sohn einer Prinzessin Murat und seine Mutter eine Tochter einer Prinzessin von Beauharnais, Adoptivtochter Napoleon's I., ist, und daß sich das Auge der Spanier auf ihn gerichtet, erklärte sich auch noch durch seine schon 1861 stattgefundene Vermählung mit einer

Schwester des regierenden Königs von Portugal. Eine Empfindlichkeit von Seiten Frankreichs über diese Wahl ließ sich daher schwerlich erwarten und würde überrascht haben, wäre sie auch nicht in so brüsker Form hervorgetreten, wie sich alsbald zeigen sollte.

Raum hatte man nämlich in Paris in Erfahrung gebracht, daß Prinz Leopold sich — wie man sagt, nach zweimaliger Ablehnung, — zur Annahme der ihm angebotenen Thronkandidatur bereit erklärt habe, so brachte der Constitutionnel eine zweifellos vom Minister des Inneren, dem Herzoge von Gramont, inspirirte Note, welche auf eine gegen Frankreich gerichtete Intrigue zwischen Preußen und dem Grafen Prim hinwies und schleunigst mit den heftigsten Ausdrücken von den meisten Pariser Journalen in demselben Sinne aufgenommen wurde; der alte Haß der deutschfeindlichen Parteien häufte in der unverschämtesten Weise eine Menge von Anklagen, die meistens noch auf das Jahr 1866 zurückgingen, auf Preußen und fügte herausfordernde Drohungen hinzu. Auf diese Weise wurde zuerst eine Aufregung künstlich in dem französischen Volke erzeugt, welche durch das nun ungestüm hervorbrechende Geschrei der Partei, welche um jeden Preis schon längst den Krieg mit Deutschland oder Preußen insbesondere wollte, genährt wurde.

Es wäre nicht der Mühe werth, dieses wüste Zeitungsgeschrei, das an die gekränkte Ehre des französischen Volkes unter ebenso ungerechten als lächerlichen Scheingründen appellirte, zu verfolgen; die wenigen besonnenen Stimmen, die sich dagegen erhoben, wurden übertönt, man forderte die Regierung zum Kriege auf — Krieg um jeden Preis! — gegen das bitter gehaßte Preußen, dem man die Absicht unterschob, Frankreich ein neues „Sadowa“, wie man sich ausdrückte, bereiten zu wollen.

Weit entfernt, diesem durch Unverständige und Böswillige erweckten Sturme, der bei dem leicht erregbaren Ehrgefühl des französischen Volkes schnell eine weite Ausbreitung gewann, mit Ruhe und Würde entgegenzutreten, ging die kaiserliche Regierung, deren Ideen und Pläne man aus dem Weiteren wohl klar genug durchschaut hat, darauf ein, und schon am 4. Juli stellten der Herzog von Gramont und der Reichsiegelbewahrer Mibier an den preußischen Botschafter in Paris, Baron von Werther, die Forderung, König Wilhelm möge dem ihm verwandten Prinzen

die Annahme der Kandidatur förmlich untersagen, widrigenfalls eine Katastrophe nicht zu vermeiden wäre; das letztere Wort wurde noch, auf die Frage des Gesandten, dadurch erläutert, daß darin eine Kriegsdrohung liege. Der Letztere erklärte darauf, daß er sich persönlich nach Ems begeben werde, um seinem Herrn davon Mittheilung zu machen. Fast gleichzeitig sprach sich der französische Minister aber auch in ganz ähnlicher drohender Weise im gesetzgebenden Körper aus, was natürlich in Deutschland große Sensation machen und einen Schrei des Unwillens hervorrufen mußte.

Von da an begannen sich schon die ersten Kriegsgerüchte zu regen und ängstliche Seelen mit Besürchtungen zu erfüllen, während man andererseits sich empört über die französischen Anmaßungen fühlte. Es gab aber auch in Deutschland selbst noch vielfach getheilte Meinungen über die ganze Sachlage, was sich durch die 1866 herbeigeführten Verhältnisse erklären dürfte, ohne daß wir hier näher darauf einzugehen brauchen; mäßige und besonnene Männer, die zweifellos als gute Patrioten gelten konnten, waren der Ansicht, es würde am besten sein, wenn Prinz Leopold unter so bedrohlichen Umständen, welche die damals dem Vaterlande auferlegten großen Opfer von Neuem und in noch verstärktem Maße herbeiführen könnten, so lange es sich noch mit der deutschen Ehre vereinigen ließe, freiwillig von der spanischen Thronkandidatur zurückträte, womit der sogenannten chauvinistischen Partei in Frankreich jeder Vorwand, einen immerhin verderblichen Krieg heraufzubeschwören, genommen würde; das Ausland sprach sich, wie man hörte, meistens in demselben Sinne aus, und seine Diplomatie versuchte eifrig, zu vermitteln.

Der französische Botschafter Graf Benedetti, der schon im Jahre 1866 am preussischen Hofe eine Rolle gespielt hatte, begab sich nach Ems, um im Auftrage seines Souverains mit dem daselbst noch weilenden Könige Wilhelm einen entscheidenden Ausgleich zu treffen, erbat und erhielt am 9. Juli sofort eine Audienz und legte nun mit Versicherungen, daß der Kaiser Napoleon den Krieg keineswegs wünsche, dessen Ansinnen vor, der König möge in seiner Eigenschaft als Haupt der Hohenzollern'schen Familie dem Prinzen befehlen, sich nicht um die spanische Krone zu bewerben und förmlich darauf Verzicht zu leisten. Er erhielt zur Antwort, daß der König keinen Befehl zur Annahme der Thronkandidatur erteilt

habe, also ebenso wenig einen Befehl zur Zurücknahme derselben geben könne.

Zwei Tage später wurde Benedetti die zweite Audienz bewilligt, wobei er, einem offiziellen Aktenstücke zufolge, eine Pession auf den König auszuüben versuchte, damit derselbe in den Prinzen bringe, der Krone zu entsagen. Der König erwiderte, „der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen; übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wolle, sich in diesem Augenblicke befinde.“

Am folgenden Tage erklärte Prinz Leopold, daß er der Kandidatur auf den spanischen Thron entsage, seinen Gefühlen folgend, welche es ihm als preussischen und deutschen Offizier unmöglich machten, um seiner Person willen Deutschland in einen Krieg zu stürzen und gleichzeitig Spanien einen blutigen Kampf als Mitgift zu bringen.

Bereits war auch der preussische Minister-Präsident Graf Bismarck, der sich bis dahin auf seinem Gute Varzin aufgehalten hatte, auf der Reise nach Ems, um sich dem Könige zur Disposition zu stellen, begriffen; als er in Berlin die Nachricht von dieser Verzichtleistung erhielt und die Weiterreise nun aufgab, schienen doch alle entstandenen Schwierigkeiten damit vollständig beseitigt. Frankreich hatte erreicht, was es wollte, und da die Erklärung des Prinzen in Paris sofort durch den spanischen Geschäftsträger dem Ministerium übermittelt wurde, mußte jedes Mißverständnis als gehoben betrachtet werden.

Wer, außer denen, in deren vorausberechneten Plänen es lag, ließ sich träumen, daß es ganz anders kommen sollte, wie alle Welt erwartete? — —

Wie gewöhnlich herrschte auch in den Morgenstunden Mittwochs des 13. Juli ein bewegtes Leben in den schönen Kastanien-, Linden- und Nußbaum-Alleen, die sich am rechten Ufer der rasch und klar dahinfließenden Bahn zu beiden Seiten des Kurstaales vor der langgedehnten Häuserreihe des Städtchens mit den Bade- und Brunnengebäuden erstreckten, abwechselnd mit schönen Rasenplätzen und Blumenanlagen. Die Gesellschaft befand sich in den eleganten Morgentoiletten, durch welche besonders die schöne Welt zu excelliren suchte und theilweise auch recht gut verstand, man sah fast überall heitere Gesichter und konnte als aufmerksamer

Beobachter die Bruchstücke fröhlicher, sorgloser Unterhaltung, manchen bezaubernden Blick aus seelenvollem Auge auffassen, ohne in diesem munteren Treiben durch zuviel Gestalten und Gesichter, welche den Ausdruck des Leidens trugen, gestört zu werden, denn Ems ist vielleicht noch mehr Modebad wie jedes andere; mit ernstern Gedanken beschäftigte sich wohl nur der kleinste Theil dieses aus allen Richtungen der Windrose zusammengeströmten Völkchens, und wenn zwischen sehr ehrbar aussehenden älteren Herren noch über Politik, die eigentlich von diesem Stückchen Erde verbannt sein sollte, debattirt wurde, so war dies nur noch ein Nachklang der lektvergangenen Tage, in denen allerdings ein drückender Alp auf der Gesellschaft gelastet hatte; jetzt sah man im Allgemeinen den Gesichtern an, daß alle derartigen Befürchtungen gewichen waren. Vor Kurzem erst war der König von Preußen, das glänzende Gestirn, um das sich zur Zeit hier der große Kreis von Trabanten und Sternschnuppen bewegte, in Begleitung seines Flügeladjutanten — Beide in einfacher Civilkleidung — freundlich die vielen ehrfurchtsvollen Grüße erwidern, über die Promenade nach dem Brunnen gegangen, und da war wohl mehr als einmal die Bemerkung gefallen:

„Es ist Nichts mehr zu fürchten, — das heitere, ruhige Antlitz Seiner Majestät ist die beste Bürgschaft dafür.“ —

Zwei junge Männer hatten auf der vorgebauten, mit einem Zelte überdachten Estrade eines der elegantesten Caffeehäuser, an welchem die Promenade unmittelbar vorüberführte, Platz genommen und waren augenscheinlich in sehr lebhafter Unterhaltung begriffen, die sie der nahe Vorübergehenden wegen mit gedämpfter Stimme führten; der Eine von ihnen hielt einen bereits erbrochenen Brief in der Hand, welcher ihrem Gespräche den Stoff zu liefern schien.

Die hübsche, leichte Sommerkleidung bezeichnete Beide als der guten Gesellschaft angehörig, noch mehr die Art und Weise, wie sie sich in ihr bewegten, übrigens boten ihre Persönlichkeiten aber eine große Verschiedenheit dar. Der mit dem Briefe, augenscheinlich um einige Jahre älter als der Andere, den man auf höchstens vierundzwanzig Jahre schätzen würde, war ein großer, sehr schlanker Mann von distinguirter, aber etwas steifer Haltung; man konnte darin etwas Gezwungenes, wie Angelerntes finden, eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung, die sich selbst jetzt, wo er doch

augenscheinlich erregt war, auch in seiner Sprache und Ausdrucksweise, nicht verleugnete. Dabei sprach aus seinen geistvollen dunkeln Augen doch keineswegs ein kaltes Herz; man konnte annehmen, daß der ruhige Verstand in ihm vollkommen Herr vielleicht angeborener Leidenschaftlichkeit geworden war; jedenfalls war er ein Mann, der sich schon unter vielseitigen Verhältnissen zu bewegen gelernt hatte und nicht so leicht aus der Rolle zu fallen vermochte, die ihm die Verhältnisse zuwiesen.

Die Züge seines etwas blassen Gesichts waren durchaus edel, sogar schön zu nennen; das leichtgelocte braune Haar umgab eine hohe, kluge Stirn, die Oberlippe bedeckte ein ziemlich starker dunkler Schnurrbart, seine Füße in feinen Lackstiefeln waren aristokratisch klein, die langen und schmalen Finger der weißen Hand, auf denen man einige kostbare Ringe bemerkte, hätten einer Dame alle Ehre gemacht.

Ohne daß man ihn einer übergroßen, weibischen Eitelkeit beschuldigen gedurft hätte, war sein Anzug doch durchweg so tadellos, fast mit peinlicher Sorgfalt bis in die kleinsten Details gehalten, daß sich errathen ließ, er sei gewöhnt, vielleicht jederzeit genöthigt, sich in den ersten Gesellschaftskreisen zu bewegen.

Sein Freund schien an eine freiere Haltung gewöhnt zu sein und auch nicht derartige Rücksichten nehmen zu müssen; seine kleinere und stärkere Figur erforderte auch nicht einen solchen Zwang und würde sich darin schwerlich gut ausgenommen haben, wo es nöthig war, konnte sie sich demselben aber jedenfalls ganz gut fügen; in seinen Bewegungen lag eine Nonchalance, die aber durchaus nicht gegen die Gesetze der natürlichen Anmuth und des guten gesellschaftlichen Tones verstieß; es lag Frischeres, Jugendlicheres, Kühneres darin. Sein rundes Gesicht war nicht schön, aber von angenehmen Formen und gutmüthigem Ausdrucke, die klaren blauen Augen schienen mehr geneigt, zu lachen, als ernst zu blicken, und der kleine Verdruß, der sich momentan in ihnen widerspiegelte, nicht zu tief zum Herzen zu gehen; das blonde Haar trug er ziemlich kurz gehalten, und das Stutzbärtchen war ein bißchen keck in die Höhe gedreht, worin er es mit den Fingerspitzen noch häufig unterstützte.

Den Militair würde man ihm so leicht nicht angesehen haben, hätte er im Knopfloche nicht das Band der preussischen Kriegsdenk-

münze von 1866 getragen, und daneben, als Beweis, daß er auch ein ganz tüchtiger Soldat sein müsse, das weiß- und orangefarbene Band des rothen Adlerordens mit den gekreuzt darüber liegenden goldenen Schwertern.

„Man legt uns in Paris die Mäßigung, welche sowohl unsere Regierung wie die sich in den Zeitungen ausdrückende Volksstimme beobachtet, als furchtsame Schwäche aus,“ fuhr der zuerst Beschriebene in seinem Vortrage, den er während des Lesens frei und kurz aus dem Briefe hielt, fort; — „man hat das sogenannte Bonmot in die Mode gebracht: „La Prusse cane!“ — das will heißen: „Preußen weicht dem Kampfe feige aus, wie der Hund — im Lateinischen: canis, — aber man wird es zwingen, sich zur Wehre zu setzen, um es, wie Herr Girardin meint, mit Kolbenschlägen über den Rhein zu jagen, und der Deputirte Cassagnac verlangt, daß die preußische Regierung demüthigende Entschuldigungen abgebe, damit man ihr augenblicklich verzeihen könne, später werde man Preußen doch noch seine Strafe zu Theil werden lassen; das Paps belegt den Grafen Bismarck mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen, die mein Berichterstatter niederzuschreiben sich schämt.“

„Das ist infam genug, um nicht beleidigen zu können!“ unterbrach der Blondin mit einem Versuche, verächtlich zu lächeln, der bei seinen zusammengezogenen Brauen und unwillig dumpfem Tone nicht recht gelingen wollte. „Schade, daß wir dieses großmäulige Gesindel nun wahrscheinlich nicht vor die Klinge bekommen werden!“

„Das ist noch sehr die Frage, lieber Fritz!“ entgegnete der Andere, in dessen Augen eine düstere Gluth flammte. „Du weißt, daß ich mich auf die Glaubwürdigkeit meines Collegen B. . ., der mir diese Mittheilungen aus Paris, wo er in die weitesten Kreise Zutritt hat, macht, sehr gut verlassen kann, und er fügt hier gleich hinzu, daß man sich in den höheren Regionen nicht viel zurückhaltender ausspricht. Olivier und Gramont haben sich gegen den —schen Gesandten dahin geäußert, daß die Geduld ihrer Nation durch unsere Uebergriffe, wie Königgrätz, die Garantieverträge, Luxemburg, den belgischen Eisenbahnhandel, die Gotthardsbahn u. vollständig erschöpft sei und daß sie sich nicht mit der Entfugung des Prinzen Leopold begnügen würden; man soll noch alle möglichen

Ansprüche machen, die Abtretung von Mainz, die Zurückgabe von Alfen an die Dänen, — kurz, man will eine vollständige Demüthigung Preußens oder vielmehr den Krieg, um dasselbe zu vernichten und die alten verrotteten Zustände in Deutschland wiederherzustellen, damit man daraus nach Belieben Vortheile ziehen und seine Gelüste befriedigen könne. Als authentisch schreibt B. . . , daß eine sehr hochgestellte Persönlichkeit ausgesprochen habe: Es wäre schade, wenn der König von Preußen uns jetzt nachgäbe, denn dann müßten wir wieder von vorn anfangen."

"Ja, es wäre auch für uns schade!" seufzte unwillkürlich der junge Offizier.

"Indessen," setzte er mit rasch aufblitzendem Lächeln hinzu, — "kann unter solchen Umständen davon nicht die Rede sein, und ich fasse nun wieder Hoffnung, daß wir noch einen „frischen, fröhlichen" Krieg bekommen."

"Ich fürchte nur zu sehr, daß sich Deine Hoffnung erfüllen wird, mein Freund," erwiderte der Andere ernst, ohne aber doch ganz sein Wohlgefallen über die kühne Zuversicht des Letzteren verbergen zu können. „Höre weiter, welche ziemlich bestimmt ausgesprochenen Gerüchte jetzt darüber in Paris circuliren. Man erwartete bis gestern oder spätestens heute, daß König Wilhelm sich allen ihm gemachten Propositionen füge, andernfalls würde Ollivier sofort dem gesetzgebenden Körper und der Nation die Nothwendigkeit des Krieges proklamiren und die Kriegserklärung gegen Preußen erlassen werden. In militairischen Kreisen spricht man laut aus, man dürfe Preußen nicht die Zeit lassen, die Armee zu mobilisiren, sondern müsse es überraschen; der Kaiser selbst will sich an die Spitze der Armee stellen und seinen Sohn mit sich nehmen; er soll sich körperlich sehr wohl fühlen und eine große Zuversicht auf den Erfolg haben. Die algiersche Armee unter Marschall Mac Mahon hat Befehl erhalten, sich zur Einschiffung bereit zu halten, die Schiffe rüsten sich eiligst in Toulon, bedeutende Truppenmassen sind schon im Anmarsche gegen die Grenze, und die für den ersten Stoß bestimmten Truppen im Lager von Châlons sollen mit denen in den Ostdepartements und Lyon auf 150,000 Mann gebracht, eine zweite fast gleich starke Armee sogleich gebildet werden. Während die Armee jubelt und sich ebensowohl auf ihre alte Gloire wie die vorzüglichen neuen Feuerwaffen verläßt, rechnet die Re-

gierung zweifellos auf den innigsten Anschluß Oesterreichs, der deutschen Südstaaten, antipreußische Erhebungen in Hannover, Hessen und sogar Schleswig-Holstein. Man erwartet mit Sicherheit ein zweites Gena."

"Bester Bruno," erwiderte der Offizier rasch und lebhaft seinem Freunde, der ihn mit einem ernst fragenden Blicke ansah, während er den Brief langsam wieder zusammenfaltete, — "ich bin überzeugt, daß die Regierung sich ebenso verrechnet haben wird wie die jubelnde Armee, deren Gloire und Gena ich ruhig den in der Noth immer aufflammenden deutschen Nationalgeist, Roßbach und Waterloo, wie ihren famosen Chassepots unser Zündnadelgewehr und vor Allem den vortrefflichen Geist unserer Armee entgegensetzen will. Ich könnte Dir da eine schöne Abhandlung über die Waffen und die Kriegsgeschichte halten, aber da Du nie Soldat gewesen bist, werden sich Deine Combinationen nach einer anderen Seite hin richten. Was hältst Du von den Hoffnungen der französischen Regierung, wenn es wirklich zum Kriege kommt?"

Der Diplomat — wir stellen in ihm den königlich preußischen Legationssecretair Freiherrn Bruno von der Hagen vor, wie in seinem Freunde den Sekondelieutenant bei einem zu Mainz in Garnison stehenden Infanterieregimente von Hellsdorf, — zuckte ein wenig die Achseln, stützte das Haupt in die Hand und gab keine Antwort.

"Freilich," fuhr der Lieutenant fort, — "es liegt in Deinem Berufe, Alles von der nüchternen, realen Seite anzusehen und Dich nicht durch schwärmerische Begeisterung fortreißen zu lassen, und ich will Dir auch gern zugeben, daß ich der Politik nie so tief in die Karten geguckt habe wie Du. Indessen, Bruno, dem Franzosen gegenüber hoffe ich sicher und zweifle nicht daran, werden Alle Deutsche sein, welche die deutsche Sprache reden; Schimpf und Schande über Den, der in der Stunde der Gefahr dieses von der Natur in unsere Brust gelegte Gefühl verleugnen könnte!"

Und der Lieutenant, der sich so wenig auf die Politik verstand, aber ein so warmes deutsches Herz besaß, sang mit ganz heiterer, zuversichtlicher Miene halblaut vor sich hin:

"Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Wir Alle wollen Hüter sein!" —

Er hatte sich wohl in seiner Begeisterung ein wenig vergessen,

denn eine glühende Röthe schoß ihm in das Gesicht, als ein älterer Herr und eine Dame, die Arm in Arm dicht an der Estrade vorübergingen, jedenfalls durch den Gesang aufmerksam gemacht, die Köpfe nach ihm umwandten; er brach auch rasch ab und biß sich auf die Lippen, die Art und Weise aber, wie er die so plötzlich vor ihm auftauchenden Gesichter anstarrte, ließ vermuthen, daß er noch ganz besonders überrascht worden sei.

Der alte Herr, von dem wir soeben sprachen, — wenn er auch noch so rüstig erschien, daß man ihn nicht einen Greis nennen durfte, so konnte man ihm, seinem beinahe weißen Haare und Barte nach zu schließen, doch recht gut ein Alter von mehr als sechszig Jahren beilegen, — gehörte, wie seine Begleiterin, offenbar den höheren Klassen der Gesellschaft an. Er war ganz in Schwarz gekleidet, wie in Gesellschaftstoilette, und trug das rothe Band der französischen Ehrenlegion. Nicht zu groß von Figur, die ein ziemliches Embonpoint hatte, schritt er stolz und vornehm, nicht ohne kavalierrmäßige Gewandtheit, dahin, und hatte den Kopf weit in den Nacken zurückgeworfen, wobei seine scharfen grauen Augen unter dem goldgeränderten Binokle so gebieterisch vor sich hinsahen, als habe er das beste Recht darauf, daß ihm jeder Begegnende, wer es auch sei, aus dem Wege gehe, womöglich mit einem ehrerbietigen Gruße.

Der niedrige schwarze Cylinderhut von neuester Pariser Form saß etwas verwegen auf dem silbergrauen gekräuselten Haare, was dem Manne, ebenso wie dessen schwunghafte Arm- und Fuß-Bewegungen, die durch eine funkelnde Brillantnadel zusammengehaltene Cravatte von gesticktem weißen Battist und die schwere goldene Uhrkette mit pomphaften Verloques, in Betracht zu seinem vorgerückten Alter, etwas Geckenhaftes verlieh. Vertrauenerweckend und anziehend konnte sein Gesicht auch nicht genannt werden; es lag darin der Ausdruck, der sich in der ganzen Gestalt und Haltung aussprach, von Ueberhebung und ungemessenem Stolze, und die niedrige Stirn, die große Habichtsnase und das scharf vorspringende Kinn machten es dem eines Raubvogels ähnlich, der durch den starken Schnurr- und Backenbart und die dichten, unförmlichen Augenbrauen noch um so böser und gewaltthätiger aussah. Daß der Lieutenant ihm bekannt sei, verrieth Nichts in seinen Mienen, nur der Gesang hatte ihn wohl aufmerksam ge-

markt, jedenfalls waren ihm aber dessen Melodie und Text bekannt, denn auf seinem Antlitze schwebte ein verächtliches, fast beleidigendes Lächeln.

Auch die frischen Lippen seiner jungen Begleiterin hatten sich ein wenig gekräuselt, doch wäre es schwer zu beurtheilen gewesen, ob sie jene so deutlich ausgedrückten Empfindungen theilte oder, augenblicklich sichtlich überrascht, darunter vielleicht nur ganz andere verbergen wollte.

In dem Kranze prächtiger, farbenreicher Blumen, welchen die weibliche Badegesellschaft auch in dieser Saison hier gewunden hatte, mußte diese vielleicht etwas mehr als zwanzigjährige Dame durch ihre außergewöhnliche Schönheit — gar nicht von der eleganten und kostbaren Toilette zu sprechen, die mit ihren unendlichen Variationen dem Geschmacke ja jetzt ein so unbeschränktes Feld läßt, — immer noch Aufsehen erregen. Die schlanke, ziemlich große Gestalt hatte bewunderungswürdige Formen und schwebte auf den hohen Hacken der zierlichen Stiefeletten, welche die modisch kurze Robe genügend beobachten ließ, so leicht und anmuthig dahin, daß jene den Boden kaum zu berühren schienen; die Vertraulichkeit, mit der sie sich auf den Arm ihres Begleiters lehnte, hatte bei der prächtigen Erscheinung etwas Verführerisches und mochte dem alten Herrn schon manchen neidischen Blick eingetragen haben, denn so nahe auch die Vermuthung liegen konnte, daß man in diesem ungleichen Paare Vater und Tochter vor sich habe, schien ihre gegenseitige Haltung Dem doch zu widersprechen. Wie sollte man ihr Verhältniß aber wieder anders beurtheilen? — Die junge, schöne Frau konnte am Arm des alten, abstoßenden Gemahls unmöglich so frisch, sorglos und stolz aussehen; — oder gar eine zweifelhafte Verbindung? — Die Dame hatte Nichts von dem leichtfertigen Uebermuthe jener Klasse von Koketten, deren gerade Paris ein so zahlreiches Contingent in die rheinischen Bäder liefert und die ihre Abstammung und ihre Zwecke einem einigermaßen erfahrenen Auge nie vollkommen zu verleugnen vermögen; im Gegentheil war diesem schönen Antlitze der Stempel weiblicher Würde aufgeprägt, den nur ein reines Herz und das Bewußtsein, gerechte Ansprüche auf Bewunderung machen zu können, zu behaupten pflegen.

Ein schönes weibliches Antlitz mit wenigen Zügen zu malen,

ist kaum möglich; wir beschränken uns deshalb darauf, zu erwähnen, daß die Daxre bei einem wunderbar weichen und zarten Teint eine tiefe Brünette war, deren braune, mandelförmigen Augensterne jenen feurigen Glanz hatten, welcher das südlich heiße Blut verräth und ein leidenschaftliches Temperament ahnen läßt; wenn ihr Begleiter, der ganz den französischen Typus hatte, trotz unserer vorigen Vermuthung, dennoch ihr Vater war, so mußte ihre Mutter unzweifelhaft eine Spanierin oder Italienerin gewesen sein, worauf auch die stolzen, etwas scharfen Gesichtszüge, deuteten. Wenn man in die Rechtheit des in langen, dichten Locken über den Nacken niederwallenden glänzend kastanienbraunen Haares keinen Zweifel setzen wollte, wozu uns die heutigen Modeliehabereien des schönen Geschlechts ja leider berechtigen und auffordern, was hier aber beinahe wie eine Sünde erscheinen konnte, so war das klassische Haupt auch in dieser Beziehung ein Wunderwerk der Schöpfung, die ja nicht so häufig alle ihre gütigen Gaben auf ein einziges Wesen häuft.

Der junge Lieutenant von Helldorff hatte wohl, wenn er diese Erscheinung auch zum ersten Male vor sich sah, genügenden Grund für seine sich so lebhaft ausdrückende Ueberraschung, denn seinem älteren, anscheinend nicht so leicht entzündlichen Freunde erging es kaum viel besser; auch er war ganz Auge und fühlte gar nicht, daß Jener krampfhaft seine Hand drückte; dessen erinnerte er sich erst nachträglich, als das Paar sich wieder abgewandt und weitergegangen oder vielmehr erst, als es in dem Treiben der anderen Spaziergänger spurlos verschwunden war. In diesem Augenblicke erhob sich aber auch Fritz von Helldorff, als wäre er nun erst wieder zur vollen Besinnung gekommen, ergriff seinen Arm und raunte ihm mit einer selbst bei seinem lebhaften Temperamente auffälligen Heftigkeit zu:

„Kommt, Bruno, lasse uns ihnen folgen!“

„Gernach, lieber Freund“, entgegnete der Diplomat, indem er ihn zurückhielt, ohne sich zu erheben, — „das dürste in diesem Menschengewühle, nachdem Du einmal so viel Zeit verstreichen ließeßt, keine Schwierigkeiten haben, und ich vermag auch keinen rechten Zweck dabei zu finden; übrigens mußt Du gestehen, daß es keine sehr zarte Huldigung für eine Lemme honnête sein würde, ihr auf Schritt und Tritt nachzulaufen, wenn sie am Arme ihres

Vaters oder Gatten über die öffentliche Promenade geht. Ems ist nicht so groß, daß wir es späterhin nicht möglich machen könnten, einer so auffälligen Erscheinung wieder zu begegnen.“

„Wenn sie aber schnell abreisen sollte?“ fragte der Lieutenant, bei dem die guten Gründe seines besonnenen Freundes wohl Eingang finden mußten, während sich sein dringender Wunsch doch noch dagegen sträubte.

„Bah, das waren keine Reisetouletten! — Und dann, lieber Fritz, wenn sie einmal abreisen wollte, scheint es mir um so besser für Dich zu sein, wenn Du sie nicht wiederssehen würdest; diese wunderbare Fee scheint heute durch ihren etwas spöttischen Blick, wie mir vorkam, Dein mit Brennstoff angefülltes Herz bereits in lichterlohe Flamme gesetzt zu haben; hüte Dich, daß es nicht zu einer gewaltigen Explosion komme!“

Die beiden jungen Männer hatten die Rollen vertauscht; der Diplomat scherzte lächelnd, der Lieutenant war sehr ernst geworden. Er ließ sich nieder, rückte dem Anderen noch näher und begann, die Stimme bis zum Flüstern dämpfend, wieder:

„Ich bin überzeugt, daß Du Dich täuschest, wenn Du in ihrem leichten Lächeln Spott gefunden hast; mir schien es, daß sie nur eine kleine verlegene Ueberraschung damit verdecken wollte.“

„Nun, bei allen Göttern! im Verdachte einer so maßlosen Eitelkeit habe ich Dich noch nie gehabt!“ rief der Baron, wirklich verwundert und laut auflachend, aus. „Bildest Du Dir etwa ein, daß Dein Gesang sie bezaubert hat oder Dein blondes Värtchen, das so herausfordernd in die Welt hineinschaut?“

„Ich bitte Dich, lieber Bruder, lasse den Scherz jetzt bei Seite,“ entgegnete der Lieutenant, nicht ohne einige Verlegenheit. „Ich kenne diese Dame bereits — das will sagen: ich habe sie heute nicht zum ersten Male gesehen.“

„Ah, das ändert die Sache, bringt mich aber auf einen neuen Verdacht, nämlich, daß Du nicht verschmähist, auf Deinen besten Freund und Vetter eifersüchtig zu sein, da Du ihm bisher wohlweislich eine so kostbare Bekanntschaft vorenthalten hast.“

„Du siehst doch, daß sie noch nicht weit gediehen ist!“ meinte der Lieutenant mit einem Seufzer, der ihm ein bißchen komisch anstand.

„Nur heraus mit der Sprache! Wer ist die Schöne? Und wie hast Du ihre Bekanntschaft gemacht? — Ich zweifle nicht,

daß dies auf eine eigenthümlich interessante Weise geschehen ist, da Du sie und sie Dich nicht einmal zu begrüßen wagte; — dann war es also wohl wirklich der Vater oder der glückliche Gemahl, der sie an seinem Arme führte?“

„Ich kann Dir nur die eine Deiner Fragen beantworten, wo und wie ich ihr zum ersten Male begegnet bin; das Andere muß ich selbst erst jetzt um jeden Preis in Erfahrung zu bringen suchen, denn ich will nicht leugnen, daß dieses herrliche Mädchen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat.“

„Und das will bei einem vierundzwanzigjährigen Lieutenant viel sagen,“ schaltete Baron von der Hagen lächelnd ein.

Er nahm aber doch Interesse an der Sache, das sah man ihm an.

Ohne auf seinen neuen Scherz zu achten, fuhr Fritz von Hellborff etwas zögernd fort, als ob er ein sehr kostbares Geheimniß preisgebe:

„Du weißt, daß wir aus unserer Garnison öfter nach Wiesbaden hinüberfahren, gewöhnlich in Civilleidung, um uns ungenirt in das dortige BADELEBEN zu mischen. Vor ungefähr sechs Wochen war ich auch dort mit einigen Kameraden, die besonders der KOULETTEBANK einen Besuch zugebracht hatten. Ich will mich nicht rühmen, daß ich nicht spiele; ich finde eben keinen Geschmack daran. Indessen begleitete ich die Anderen, da ich gerade nichts Besseres zu thun hatte, in den Kurssaal und an den grünen Tisch, der, wie immer, genug Stoff zu interessanten Beobachtungen lieferte.“

„Alle Wetter, Fritz! da fandest Du Deine Schöne?“ rief der Diplomat, dessen Stirn sich kräuselte, als würde er selbst von dieser Entdeckung unangenehm berührt.

„Nicht doch! Aber der alte Herr, den Du soeben an ihrer Seite gesehen hast, erregte dort meine, wie auch wohl Anderer Aufmerksamkeit durch sein hohes und glückliches Spiel.“

„Aha! er machte sogleich auf mich den Eindruck eines alten Roués. Schade um die Tochter! — Sagtest Du nicht, daß sie noch Mädchen sei?“

„Doch nicht die Gattin jenes Mannes? Das wäre ja entsetzlich!“

„Hm, Du weißt es also nicht mit Bestimmtheit? — Aber bitte, fahre nur fort in Deiner Erzählung.“

„Der Mann oder vielmehr sein Spiel hatte eben nur ein vorübergehendes Interesse für mich; da die Kameraden nicht so bald von dem grünen Tische fortzubringen waren, ging ich allein in den Kurgarten hinaus. Es war ein nicht zu warmer, sonniger Sonntag und die Promenade unter den Drangen am Teiche nicht allzu belebt, was bekanntlich erst gegen vier Uhr zu geschehen pflegt, wenn das Nachmittagsconcert beginnt. Um so mehr mußte mir eine einzelne Dame auffallen, die, in einem Buche lesend, in einem der schattigen Ronderle saß. Sie war ganz in Weiß gekleidet, und das schöne dunkle Haar hob sich darauf in so reicher Fülle hervor, daß ich es wohl der Mühe werth hielt, auch einen Blick auf das mir gerade abgewandte Gesicht zu werfen. Ganz unbefangen und mich im Voraus an einem möglichen kleinen Abenteuer ergötzend, schlenderte ich den nach jenem Ronderle führenden Weg entlang, und da ich Dir nun wohl nicht mehr zu verrathen brauche, lieber Bruno, daß ich im Vorübergehen kein anderes als dieses Feenantlig zu sehen bekam, das ohne Zweifel auch Dich soeben entzückt haben wird, so wirst Du Dir den Eindruck, den es auf mich machte, wohl vorzustellen vermögen.“

„Vollkommen!“ erwiderte der Legations-Sekretair so trocken, daß der Lieutenant doch ein wenig stutzte und eine kleine Schwellmüthe nicht unterdrücken konnte.

„Sie schien mich nicht zu bemerken, und, von einer mir sonst fremden Besorgtheit ergriffen, wagte ich nicht, noch einmal umzukehren, und beschränkte mich darauf, meine Schritte zu verkürzen, als ich im Rückwärtsblicken gewahrte, daß sie sich erhob und in entgegengekehrter Richtung langsam nach dem Kurssaale zu ging. Das war, wenn es absichtlich geschah, wenig ermunthigend für mich, dennoch widerstand ich nicht dem Drange, umzukehren. Als ich an der Bank, die sie soeben verlassen hatte, vorüberkam, sah ich das Buch, in dem sie gelesen hatte, dort liegen, — sie mußte es vergessen haben.“

„Natürlich!“ bemerkte der Diplomat etwas spöttisch, — „und Du hattest nichts Eiligeres zu thun, als es aufzuheben, ihr nachzueilen und es mit einer gehorsamsten Verbeugung und einigen passenden Worten zurückzustellen?“

„Du bist sonderbar, Bruno! Würdest Du an meiner Stelle etwas Anderes gethan haben? — Leider war ich nur ein wenig

schüchternere, als Du Dich vermuthlich gezeigt haben würdest, der mehr als ein armer Lieutenant gewöhnt ist, sich auf den von der höchsten Gesellschaft betretenen Parquets zu bewegen. Ich hatte sogar mein Büchlein Französisch, das man mir auf der Schule ganz gegen meine Neigung eingepaukt hat, vergessen oder war wenigstens momentan so blöde, daß ich es nicht über die Lippen zu bringen vermochte. Ich reichte ihr das Buch mit einer stummen Verbeugung —“

„Aber Deine Blicke sprachen desto seelenvoller, nicht wahr?“

„Es ist möglich, lieber Vetter. Du kannst nicht von mir verlangen, daß ich Worte und Mienen in derselben Gewalt habe, wie ein gelehrter Diplomat.“

Allmählig hatte sich eine kleine Empfindlichkeit in dem Tone der beiden Freunde und Verwandten eingestellt, deren Grund der Leser, wenn er recht scharfsinnig ist, vielleicht schon errathen haben wird. Der Legationssekretair erwies sich indessen auch jetzt als guter Diplomat, denn er beschwichtigte den Lieutenant durch einen herzlichen Händedruck und bat ihn, sich durch seine unwillkürlich Sarkastischen, aber keineswegs böse gemeinten Bemerkungen nicht stören zu lassen.

Der Lieutenant war auch eine zu gutherzige, offene Natur, um diese Entschuldigung nicht vollständig gelten zu lassen. Er erzählte weiter:

„Sie sagte mir zum Danke nur drei Worte: „Mille grâces, Monsieur!“ — aber sie war dabei stehen geblieben, und wie mir der Ton ihrer süßen Stimme in das Herz gedrungen war, wie ihre Blicke mich aufzufordern schienen, eine weitere Unterhaltung anzuknüpfen, begann ich auch den Muth dazu zu fassen, als der Teufel, der nie zu fehlen pflegt, wo es ein schlechtes Spiel einzuleiten oder ein gutes abzubrechen gilt, von der anderen Seite der Allee, aus dem Kurhause her jenen alten Herrn herbeiführte, dessen Spiel an der Roulettebank ich vorher beobachtet und den ich bisher natürlich noch nicht in den entferntesten Zusammenhang mit ihr gebracht hatte. Kaum erblickte sie ihn, so machte sie mir eine der anmuthvollsten Verbeugungen und wandte sich, um Jenem entgegenzugehen, mit den Worten: „A revoir, Monsieur!“ — Nun, was sagst Du dazu, Bruno?“

„Ein unerwartet schneller Schluß Deines Romans, lieber

Fremd, wenn Du hier in Ems nicht das Glück haben solltest, ihn fortsetzen zu können. Jedenfalls hast Du Dir das „A revoir!“ stark zu Herzen genommen.“

„Soll ich es leugnen? — Ich habe sechs lange Wochen darauf gehofft, dieses schöne Bild, das sich nicht in meiner Erinnerung verwischen wollte, in der Wirklichkeit wiederzufinden, und heute ist es zum ersten Male seitdem in Fleisch und Blut vor mich getreten.“

„Du hast sie also in Wiesbaden nicht wiedergesehen? Bist ihr nicht auf dem Fuße gefolgt, wozu Du doch heute so große Lust verriethest, und hast nichts Näheres über ihre Verhältnisse zu erfahren vermocht?“

„Ich stand wie versteinert da, als ich sie in der vertraulichsten Weise den Arm jenes Mannes nehmen und ihn wieder zurückführen sah; schon darin lag offenbar ein Wink für mich, ihr nicht zu folgen, das Zusammentreffen mit ihrem Begleiter zu vermeiden. Es unterlag keinem Zweifel, daß sie ihn bis zur Beendigung seines Spieles im Kurssaal erwartet hatte; ob er mich bemerkt, ob sie ihm sogleich eine Mittheilung von unserer Begegnung machte, wußte ich nicht; schon um ihretwillen schien mir also große Vorsicht geboten. Leider traf es sich so unglücklich, daß ich meines Dienstes wegen noch an demselben Abende in der Garnison sein mußte; mir blieben daher nur wenige Stunden, ihre Spur aufzufuchen. In den Promenaden waren sie mir bald aus dem Gesicht gekommen. Da um diese Zeit gerade in den meisten Hôtels zu Mittag gespeist wurde und es sehr nahe lag, daß sie sich auch zu diesem Behufe in eines derselben begeben haben konnten, lief ich unter allen möglichen Vorwänden aus dem einen in das andere, musterte unterwegs alle Fenster, fragte hier und da geradezu nach dem Paare, das ich zu beschreiben suchte, durchstreifte während des Concerts den Kurgarten nach allen Richtungen und bis in die tiefsten Voslagen hinein — Alles vergeblich, lieber Bruno! — Du kannst Dir vorstellen, in welcher Stimmung ich nach Mainz zurückkehrte.“

„Ich glaube, Du warst sterblich verliebt, und wenn Dir dies auch nicht zum ersten Male passiert ist, soviel ich mich einiger mündlichen und brieflichen Mittheilungen von Dir erinnere, so

zweifle ich doch nicht an der verzehrenden Gluth dieser neuauflodernden Flamme."

"Spötter! Ich versichere Dich, daß ich noch nie etwas Aehnliches empfunden habe wie an jenem Tage."

"Glücklicherweise tröstete sich Dein krankes Herz wieder, denn seit den acht Tagen, die wir hier beisammen sind, habe ich keine besonders tiefe Verstimmung an Dir bemerkt, und wenn der leidige Zufall heute nicht dieses Zusammentreffen herbeigeführt hätte, das eigentlich nicht viel Wunderbares hat, da der alte Raubvogel — verzeihe, wenn ich dem ehrenwerthen Verwandten oder Beschützer Deiner Zukünftigen zu nahe getreten sein sollte! — seine Beute wahrscheinlich auf diesen kleinen, mit Spielbanken so reich gesegneten Fleckchen Erde sucht, so würde vielleicht eine vollständige Heilung der tiefen Wunde eingetreten sein."

"Du bist unaußstehlich, Bruno!" rief der Lieutenant, indem er sich ärgerlich erhob. "Hoffentlich treffe ich Dich bei Tische in einer besseren Stimmung."

"Wohin, junger Brausekopf?"

"Sollte es Dein diplomatischer Scharfsinn wirklich nicht errathen?"

"Ich wünsche Dir viel Glück dazu und empfehle Dir aus fürsorglich vetterlichem Herzen einige Vorsicht, wenn Du den Feldzug gegen Frankreich eröffnest. Suche den Spielsaal auf, sobald er geöffnet wird, da hast Du einen sicheren Leitfaden."

"Ich danke Dir für Deinen guten Rath. Auf Wiedersehen in unserem Hôtel!"

Der Lieutenant ging, etwas unmutig auf den Freund, der einen so zweifelhaften Antheil an seiner Herzengeschichte genommen hatte; er beabsichtigte in der That nichts Anderes, als die Nachforschungen, die in Wiesbaden zu wiederholten Malen vergeblich gewesen waren, jetzt mit allem Eifer fortzusetzen und eine Annäherung bei der schönen Unbekannten, wie es nun gerade sein gutes Glück mit sich bringen würde, zu versuchen.

Ueber die Verhältnisse der beiden Herren haben wir noch wenig zu sagen. Man hat schon gehört, daß sie sich Vettern nannten, — die Verwandtschaft war übrigens ziemlich weitläufig — und aus ihrer Vertraulichkeit geht hervor, daß sich ihnen auch schon manche Gelegenheit zum freundschaftlichen Verkehren geboten

haben mußte. Der Legationssekretair, der zur Zeit seinen Wohnsitz in Berlin hatte, war in dienstlichen Angelegenheiten während der Anwesenheit des Königs nach Gms beordert worden, und der Lieutenant hatte sich gerade dadurch veranlaßt gefunden, einen vierzehntägigen Urlaub, den er nicht besser verwenden zu können glaubte, ebendahin zu nehmen. Sie wohnten zusammen in einem Hôtel, vertrugen sich dabei ganz vortrefflich und nahmen von den Vergnügungen, welche der Badeort bot, möglichst viel mit.

Ein sentimentalischer Schwärmer war Fritz von Hellborff nie gewesen; sein Freund hatte daher wohl nicht ganz Unrecht, wenn er der heißen Aufwallung seines leichtentzündlichen Herzens, die sich auf so kleine Zufälle stützte, keine recht ernste und tiefe Bedeutung beilegte. Daß sich ein junger Lieutenant in ein schönes Gesicht, eine reizende, weibliche Erscheinung verliebt, ohne allzuweit hinausgehende Pläne damit zu verknüpfen, ist etwas so Gewöhnliches, daß es auch bei unserem jungen Freunde keiner besonderen Rechtfertigung bedarf; „die Liebe kommt und siegt in einer schönen Stunde“ — aber sie pflegt, wenn sie keine Nahrung findet, ebenso schnell und gefahrlos solchen etwas leichten Naturen auch wieder zu entschwinden; der Reiz des Abenteuerlichen ist die Hauptsache dabei, womit wir nicht die Möglichkeit ausschließen wollen, daß die losen Maschen eines Netzes, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt worden sind, sich auch unlöslich verstricken können.

Ein bestimmtes Ziel hatten die Empfindungen, welche der Lieutenant der schönen Unbekannten zutrug, jetzt noch ebenso wenig wie seine Bemühungen, sie wieder zu Gesicht zu bekommen und die so eigenthümlich angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, wobei seine Eitelkeit sich mit der Hoffnung schmeichelte, dies würde ebenso ihren wie seinen Wünschen entsprechen, obgleich wohl schwerlich denen ihres Begleiters. Warum hätte sie ihm sonst heute einen Blick zugeworfen, den Bruno zwar für einen spöttischen gehalten, den er selbst aber, wie man ihn schon aussprechen hörte, sich ganz anders gedeutet hatte? —

Gms ist nicht sehr groß, aber wenn es in der Sommersaison, wie in diesem Jahre, reichlichen Besuch hat, die Aufgabe, ohne alle nähere Anleitung eine oder zwei gewisse, nicht allbekannte Persönlichkeiten in dem bunten Gewühle aufzufinden, doch nicht ganz leicht; der Spielsaal, auf den der Legationssekretair, wohl nicht

ohne Grund, hinweg, wurde erst um elf Uhr Vormittags geöffnet. Der Lieutenant durchstrich zuerst die Brunnenpromenaden und ließ seine suchenden Blicke nach allen Seiten schweifen, -- das Glück schien ihm indessen hier ebenso wenig wie in Wiesbaden günstig sein zu wollen.

Dagegen wurde ihm eine andere Ueberraschung zutheil. In der Menge der Promenirenden vor ihm gab sich eine eigenthümliche Bewegung kund, Alles wich zur Seite, so daß sich eine förmliche Gasse bildete, die Herren zogen ehrerbietig ihre Hüte, die Damen machten die schönsten Etiquette-Verbeugungen, und zwei Herren in schwarzem, bürgerlichen Anzuge näherten sich raschen Schrittes; der Vorangehende allein erwiderte kurz die ihm gespendeten Grüße.

Wem wäre diese stattliche, hohe Figur, dieses edle, ausdrucksvolle Antlitz mit dem silberweißen Barte nicht bekannt gewesen? -- Sonst pflegte das reinste Wohlwollen, besonders in dieser der Erholung von manchen schweren Regierungssorgen geweihten Zeit die ungetrübte Heiterkeit aus den Zügen des königlichen Herrn zu strahlen, der für Jedermann immer den freundlichsten Gegengruß hatte; um so mehr mußte es jetzt auffallen, daß der König ein wenig bleich und sehr ernst aussah, daß er, gefolgt von dem Flügel-Adjutanten, der ihn zum Brunnen begleitet hatte, so rasch seiner Wohnung zuschritt und auf das Publikum nur geringe Aufmerksamkeit verwandte.

Der Lieutenant hatte kaum Zeit gehabt, seinen Hut zu ziehen und diese überraschenden Bemerkungen zu machen, so war die erhabene Erscheinung auch schon wieder seinen Augen entschwunden, und das rasche Zusammenfließen der Promenaden-Gesellschaft in einzelne Gruppen, die bestürzten Gesichter, die sich kreuzenden ängstlichen Fragen, was wohl geschehen sein könnte, bewiesen, daß der Anblick des Königs einen tiefen Eindruck hinterlassen habe.

Wie schon gesagt, war der politische Horizont in den letzten Tagen wolkenbezogen gewesen, hatte sich aber neuerdings durch die Entjagungs-Erklärung des Prinzen Leopold von Hohenzollern, die schnell zur öffentlichen Kenntniß gekommen war, wieder vollständig aufgeklärt, in diesem Momente drängte sich nun auf einmal wieder die bange Befürchtung hervor, die Differenzen zwischen der französischen und preußischen Regierung möchten doch noch nicht voll-

ständig ausgeglichen sein, — was konnte man anders vermuthen, als daß jene Nachricht eine falsche gewesen sei? —

Unwillkürlich erinnerte sich Lieutenant von Hellborff sogleich der Mittheilungen, die ihm soeben sein Vetter gemacht und die eigentlich doch so unglaublich geklungen hatten; sie versetzten ihn jetzt in eine noch viel größere Erregung, und wir müssen gestehen, daß er darüber augenblicklich ganz die Dame, die er so sehnüchtig gesucht hatte, vergaß.

Das gesammte Publikum war nicht minder bewegt; Niemand wußte recht, woher das Gerücht kam, das blitzschnell von Mund zu Mund ging, der französische Botschafter Graf Benedetti habe auf der Promenade den König angesprochen und in höchst unpassender Weise neue, unannehmbare Forderungen seiner Regierung gestellt, die von dem Könige auf das Bestimmteste zurückgewiesen worden seien. Der hohe Herr mußte sich persönlich tief verletzt gefühlt haben, das war ihm deutlich anzusehen gewesen.

Auch der in den Formen des diplomatischen Verkehrs gänzlich Ueingeweihte begriff, daß die Promenade eines Badeortes nicht der Platz sei, über wichtige Staatsangelegenheiten zu verhandeln, und als sich nun noch Weiteres über den Vorgang verbreitete, wurde die Entrüstung allgemein und sprach sich unverhohlen aus. Auf die völlige Zuverlässigkeit dieser Details ließ sich allerdings nicht recht bauen, da in weiterer Umgebung des Königs hefsindliche Personen, von welchen sie ausgingen, doch höchstens einzelne Worte jener Unterredung vernommen und von fern Beobachtungen angestellt haben konnten, in der Aufregung wurde aber Alles, was man hörte, für unbedenklich wahr angenommen.

Danach hätte der König dem Grafen Benedetti von der Entsagung des Prinzen Mittheilung gemacht und seine Ansicht ausgesprochen, daß die ganze Sache nun erledigt sei, Jener indessen das dringende Verlangen gestellt, der König solle sich verpflichten, nie wieder seine Einwilligung zu dieser etwa wieder auflebenden Thronkandidatur zu geben. Als der König ein solch' verlegendes Ansinnen zurückgewiesen, wäre der Botschafter so dringend geworden, daß er genöthigt gewesen, ihm den Rücken zu wenden und durch den Flügeladjutanten sagen zu lassen, daß er mit ihm Nichts mehr zu sprechen habe.

Da vor großen, inhaltschweren Ereignissen, welche sich auf

Tausende oder Millionen zugleich erstrecken, das Schicksal der Einzelnen seine Berechtigung auf Beachtung verliert und bescheiden in den Hintergrund zurücktreten muß, so gestatte man uns auch, den Lieutenant von Hellsdorff mit seinen kleinen Herzensangelegenheiten einzuweisen aus den Augen zu lassen und uns ganz den ersteren zuzuwenden.

In der Hauptsache verhielt es sich mit jenem verhängnißvollen Vorfalle auf der Promenade zu Ems so, wie bereits angegeben worden ist. Um diese Zeit hatte der König selbst noch nicht die förmliche schriftliche Verzichtleistung des Prinzen Leopold erhalten; dieselbe ging ihm erst in den Mittagsstunden durch dessen Vater, den Fürsten Anton, zu, und wie er immer noch zu einer mit seiner Würde und der deutschen Ehre vereinbaren gütlichen Vermittelung bereit war, beweist gewiß, daß er sogleich einen Flügeladjutanten an den Grafen Benedetti mit dieser Mittheilung und dem Hinzufügen, daß er die Angelegenheit jetzt als erledigt betrachte, sandte. Der französische Gesandte antwortete darauf, daß er mittlerweile eine neue Depesche des Herzogs von Gramont erhalten habe, welche ihn anwies, sich eine Audienz zu erbitten und Seiner Majestät den Wunsch der französischen Regierung nahezu legen, einmal die Verzichtleistung des Prinzen zu approbiren und dann die Versicherung zu ertheilen, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen würde. Hierauf ließ der König durch denselben Flügeladjutanten antworten, daß er die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinne und in demselben Ansfange approbire, in dem dies vorher mit der Annahme dieser Kandidatur geschehen sei; in Betreff des zweiten Punktes könne sich Seine Majestät nur auf das berufen, was Sie dem Grafen des Morgens selbst erwidert hätte.

Dennoch bestand Graf Benedetti auf eine persönliche Audienz, „wäre es auch nur, um dieselben Worte wieder zu vernehmen.“

Der König antwortete mit einer entschiedenen Ablehnung bindender Versicherungen für die Zukunft und fügte hinzu, daß er am Morgen schon sein letztes Wort in dieser Angelegenheit gesprochen habe.

Die französische Regierung erblödete sich nicht, dies in ganz anderer Weise darzustellen; am 15. Juli legte gleichzeitig Ollivier dem gesetzgebenden Körper und der Herzog von Gramont dem

Senate eine Erklärung vor, indem sie sich dahin aussprachen: man habe bereits die Politik des Ministeriums, wie es dieselbe am 6. Juli dargelegt, gebilligt und das letztere in Folge dessen seine Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten, um Preußen zur Anerkennung der rechtmäßigen Beschwerden Frankreichs zu vermögen, begonnen; „der größere Theil dieser Mächte bewundere mit mehr oder weniger Wärme die Gerechtigkeit dieser Beschwerden.“ Der preußische Minister des Auswärtigen habe indessen jede Kenntniß der spanischen Thronangelegenheiten abgeleugnet und man sich deshalb direkt an den König gewandt, der zwar zugestanden, daß er den Prinzen Leopold zur Annahme der Kandidatur ermächtigt, dabei aber nur als Haupt der Familie, und nicht als Souverain gehandelt habe. Diese „subtile Unterscheidung“ habe man nicht gelten lassen gekonnt; indessen sei die Entfagung des Prinzen erfolgt und das an den König gestellte Verlangen zu einer ferneren Verpflichtung deshalb doch nur als ein gemäßigtes zu betrachten; trotz der Weigerung des Königs habe man „aus Friedensliebe“ die Unterhandlungen nicht abgebrochen. Um so größer sei die Ueberraschung gewesen, als man nun erfahren, daß der König von Preußen sich geweigert habe, Benedetti überhaupt zu erfassen.

„Gleichzeitig,“ heißt es in diesem Vortrage mit einer neuen Unrichtigkeit weiter, — „erhielten wir die Nachricht, daß der preußische Gesandte von Werther seine Abberufung empfangen habe und daß Preußen rüste. Unter diesen Umständen wäre es ein Vergehen unserer Würde und eine Unklugheit gewesen, keine Vorbereitungen zu treffen. Wir sind bereit, den Krieg, den man uns anbietet, anzunehmen, indem wir Jedem seinen Theil der Verantwortlichkeit dafür überlassen. Seit gestern haben wir die Reserven einberufen und werden Maßregeln ergreifen, um die Interessen, die Sicherheit und die Ehre Frankreichs zu wahren.“

Hierauf verlangte Herr Olivier einen Kredit von fünfzig Millionen, der sogleich fast einstimmig bewilligt wurde. Zu den Wenigen, welche Widerspruch erhoben, gehörte auch der alte Chauvinist Thiers, aus dessen häufig und stürmisch unterbrochener Rede wir nur einige Sätze anführen wollen, um darauf hinzuweisen, welche Ansichten über die Sache in Frankreich selbst Ausdruck gefunden haben.

„Ist es wahr oder nicht,“ ruft er — „daß Ihre Forderung im Grunde zugestanden worden ist? Ist es wahr oder nicht, daß Sie nur wegen einer Frage der Empfindlichkeit gebrochen haben und nur für diese Formfrage Ströme Bluts vergießen wollen? — Ich verlange Angesichts des Landes, daß man uns die Depeschen mittheile, in Folge deren man diese Kriegserklärung beschlossen hat. — Ich halte diesen Krieg für unklug; die Ereignisse von 1866 gingen mir mehr nahe als Jrgendwem, aber die Gelegenheit, das Uebel wieder gutzumachen, ist kläglich gewählt. — Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages diese Ueberstürzung bereuen werden!“ —

In den Straßen von Paris wurden mannigfache Demonstrationen für den Krieg gegen Preußen gemacht, in der Gesamtheit der Bevölkerung war aber anfänglich durchaus keine Begeisterung dafür zu erwecken.

So schrieb in diesen Tagen der Siecle: „Zwanzig Blätter rufen in allen Tonarten: „Das Land will den Krieg!“ — Nein, tausendmal nein! das Land will den Krieg nicht, wenn seine Ehre nicht bedroht ist, und das ist bis jetzt nicht der Fall. Da es noch Zeit ist, da der Krieg noch nicht erklärt ist, da die Fahnenehre nicht in's Spiel gezogen worden, so fürchten wir uns nicht, auszusprechen, daß Frankreich, vorausgesetzt, daß der Friede ein ehrenvoller, den Frieden will!“

Aber diese Stimmen der Besonnenen wurden nicht berücksichtigt. Am Nachmittage des 15. Juli erließ die französische Regierung die Kriegserklärung an Preußen.

Am Morgen des 14. hatte sich König Wilhelm nach Coblenz begeben und bei dieser Gelegenheit der französische Botschafter auf dem Bahnhofe noch einen Versuch gemacht, ihn zu sprechen; der König grüßte ihn schweigend, ließ sich aber nicht auf eine Unterhaltung mit ihm ein. Von der Erfolglosigkeit weiterer Bemühungen überzeugt, reiste Graf Benedetti noch an demselben Tage nach Paris ab.

Am folgenden Tage Morgens acht Uhr verließ König Wilhelm Ems, um sich über Cassel nach Berlin zu begeben. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Badegesellschaft, als dies und besonders die französische Kriegserklärung bekannt wurde; man wollte sich einreden, daß die Franzosen, längst vollständig gerüstet, in der

nächsten Stunde schon den unvertheidigten Rhein überschreiten könnten und, zum Theil mit Zurücklassung ihrer Reise-Effekten, sich die geängstigte Gesellschaft nach allen Richtungen, aus denen sie gekommen, wieder aneinander.

Ems blieb beinahe vereinsamt. —

Zweites Kapitel.

Berlin und Deutschlands Erhebung.

Der Abend des 15. Juli fand Berlin in einer Aufregung, wie sie seit den stürmischsten Tagen des Jahres 1866 dajelbst nicht wieder vorgekommen war.

Die durch Zeitungen und Flugblätter bekannt gewordenen Ereignisse in Ems hatten in allen Klassen der Bevölkerung die tiefste Sensation gemacht. Bis dahin hatte sich Niemand viel um die spanische Thronangelegenheit und die Drohungen Frankreichs bekümmert; man war an das renomnistische Raisonnement der Pariser Zeitungen schon gewöhnt worden und zuckte höchstens, mit einigen derben Berliner Witzern spottend, die Achseln dazu; Sympathie für die Hohenzollernsche Thronkandidatur war im Allgemeinen aber ebenso wenig vorhanden.

Dennoch machte die Entsagung Prinz Leopold's, so entschieden man auch seinen Entschluß billigte, keinen guten Eindruck; man fühlte, daß darin eine Art Demüthigung vor Frankreich liege, beschwichtigte diesen Unmuth indessen mit der sehr vernünftigen Erwägung, daß die ganze Sache keines blutigen Krieges werth sei, der den immer noch niedergedrückten gewerblichen und Handelsverkehr so schwer schädigen mußte.

Wie nun aber die Nachricht von dem unverfäimten französischen Benehmen in Ems eintraf, da durchbrach der zurückgehaltene preussische und deutsche Stolz auf einmal alle Schranken; nicht allein, daß fremder Uebermuth Deutschland Hohn sprach, indem er sich ganz ungerufen in dessen innere Angelegenheiten